

Künstlerin oder Lehrerin

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 33

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Silberberg, gegründet 1804. Sie beschäftigt durchschnittlich etwa 75 Personen; die Männer finden zeitweilig Verwendung für das Spalten, Schichten und Abfüllen des Armenholzes, daneben für Korbhaarpuzen, Kaffee-Erlesen, Anfertigung von Papiersäden, die Frauenspersonen ähnlich wie in Zürich für weibliche Handarbeiten. Jetzt bietet das mit der Anstalt in Verbindung stehende Asyl zum Lamm manchen dieser Arbeiter und Arbeiterinnen auch Unterkunft. Die Armenarbeitsanstalt arbeitet mit moralischem Gewinn, aber mit einem großen materiellen Defizit, welches durch anderweitige Zuwendungen gedeckt werden muß.“

In der Alterspflege noch wichtiger als in der Armenpflege ist das Wort: „La façon de donner vaut mieux que ce qu'on donne.“

Künstlerin oder Lehrerin?

„Mein Weg zur Kunst“ ist ein Buch der Baltin Monnika Hunnius betitelt, das im Verlag Eugen Salzer in Heilbronn erschienen ist. Allen, die Interesse für Musik und Musikpädagogik haben, bietet dieses Werk sehr viel. Neben dem Werdegang einer Musikschülerin, die sich zur Künstlerin ausbildete und sodann Musikpädagogin wurde, und der Darstellung all ihrer Wege bringt das sehr gut geschriebene Buch persönliche Erinnerungen an Clara Schumann, Stockhauser, Heritte Viardot, Brahms, Max Bruch usw. Wir bringen ein Kapitel aus dem Werk, das ein wichtiges Kapitel: Künstlerin oder Lehrerin, behandelt.

Ich konnte den Schluß des Semesters nicht erwarten, denn ich war krank, überarbeitet und wurde vom Arzt heimgeschiedt. Mein Schlußexamen durfte ich auf ärztliches Verbot hin auch nicht machen. Dank dem Entgegenkommen des Direktors und der anderen Lehrer aber bekam ich trotzdem mein Abgangszeugnis, das so glänzend ausfiel, wie es wohl kaum nach einem Examen gewesen wäre.

Eine große Versuchung trat noch vor meiner Abreise an mich heran. Lucius und Meisters, die sich für meine künstlerische Entwicklung immer warm interessiert hatten, schlugen mir vor, ich solle den Gedanken an den Lehrerberuf ganz aufgeben und Künstlerin werden. Sie erklärten sich bereit, für mich zu sorgen, sowohl für mein Studium, wie auch für mein späteres Weiterkommen.

Ich hatte gedacht, daß mein Entschluß feststünde und hatte nur einen Weg vor mir gesehen, der führte in die Heimat und in den Lehrerberuf, in ein Leben voll mühsamer, wenn auch reichlicher Arbeit für meine Mutter und meine Schwester. Und nun kam dies Anerbieten, riß die Tore auf und zeigte mir lockend eine Welt voll Glanz und Schimmer. Sorglos studieren dürfen und dann ein Leben „auf der Menschheit sonnigen Höhen“! Ich war jung, und das Künstlertum in mir war stark und machte



„Mir längwilen-is nid.“



„Und druf abe hani gseit . . .“

mir Qual und Not. Es gab Tage, wo ich nur diesen einen Weg sah, wo ich die Heimat und die Meinen als Hemmnungen in meinem Leben fühlte, wo ich die Kraft empfand, alles, was mir hindernd in den Weg trat, bei Seite zu stoßen. Aber wer würde dann für meine alte Mutter und meine kranke Schwester sorgen? Das Band, das mich mit ihnen verband, war stark, und ich wußte, daß ich nie Frieden finden würde, wenn ich es zerriß und meine eigenen Wege ging. Ich konnte mir allein nicht helfen und wandte mich in meiner Not an Frau Joachim, legte ihr die Sache dar, auch meine Zweifel an meiner Befähigung für das Künstlertum als Lebensberuf und bat sie um ihren Rat. Sie kannte mich und liebte die Meinen, außerdem war sie nicht nur eine große Künstlerin, sondern auch eine warmherzige Frau, sie würde meinen Kampf verstehen und mir zur Klarheit helfen.

Frau Joachim antwortete mir liebevoll und eingehend. Sie meinte, meine Begabung und meine Stimme würden für einen Künstlerberuf reichen, und ich würde mir gewiß einen Namen als Sängerin in Deutschland erwerben, denn ich hätte eine künstlerische Eigenart. Trotzdem aber müsse sie mir von diesem Wege abraten. „Es wird Sie wundern“, schrieb sie, „daß ich Ihnen das sage, aber Ihre Persönlichkeit und Ihre Erziehung stehen Ihnen im Wege. Sie sind zu zart erzogen und seelisch zu sehr behütet worden. Zu diesem Beruf braucht man Ellenbogen. Sie würden sehr leiden, viel einbüßen und ein halber Mensch werden. Der Zwiespalt würde nie von Ihnen weichen. Gehen Sie heim zu Mutter und Schwester und wirken Sie in der Heimat, wo ein reicher Boden, sich auch künstlerisch zu betätigen Ihrer wartet, und leben Sie den Ihrigen.“

Dieser Brief brachte Klarheit und Ruhe in mein Herz. Als mein Entschluß gefaßt war, ging ich zu Frau Lucius. Ich dankte ihr, erzählte ihr ehrlich von meinem Kampf, von Frau Joachims Brief und sagte, daß ich fest entschlossen sei, ihr hochherziges Anerbieten nicht anzunehmen. Sie war eine schlichte, wahrhaftige Frau, die in dem großen Reichtum, indem sie lebte, sich ihr warmes Herz und ihren einfachen Sinn bewahrt hatte. Sie stand auf, schloß mich in ihre Arme und küßte mich.

„So wie ich Sie kennen gelernt habe, konnten Sie keinen anderen Entschluß fassen“, sagte sie, „aber eins versprechen Sie mir: wenn Sie jemals in irgend einer Not sind oder eine Sorge haben, so kommen Sie zu uns, mein Mann und ich werden immer für Sie bereit sein.“

Sie hat ihr Wort gehalten. Nach Jahren wandte ich mich an sie und bat sie um Hilfe für meinen Stiefbruder, der mit einer großen Kinderschar unverschuldet in Not geraten war. Sie halfen ihm, wie nur erprobte Freunde helfen können.

Wenn ich jetzt auf mein Leben zurückblide, so weiß



Chinesische Kulis.

ich, daß ich den rechten Weg gewählt habe, und danke es Frau Joachim, die ihn mir gewiesen.

So reiste ich denn heim, mit viel Tränen von meinen Kolleginnen geleitet. Wir schworen uns, treu zueinander zu halten und uns nicht zu vergessen, was wir auch getreulich gehalten haben. Wenn unsere Wege sich im späteren Leben begegneten, fühlten wir froh, wie stark das Band aus unserer Frankfurter Studienzeit her war.

Eins hielten wir alle hoch: das Andenken an unseren großen Meister. Er hatte es uns nicht leicht gemacht, unter ihm zu arbeiten, aber in der Erinnerung treten alle Menschlichkeiten zurück. Was bleibt, sind ewige Werte, die jede von uns in dankbarem Herzen bewahrt.

L.

Das Arbeitsvolk in Ostindien (speziell Sumatra/Java.)

Von Karl Schorno, alt Oberingenieur.

Die Meinung ist allgemein verbreitet, daß in den holländischen Kolonien es der chinesische Kuli ist, der die Arbeit des Abarbarisierens und des Pflanzens auf den Plantagen besorgt. Eine treffliche Hilfskraft ist er, jedoch nicht die einzige. Es ist in der Tat für den in holländisch Indien neu Angekommenen überraschend, wie viele verschiedene Volksstämme sich in die Arbeiten teilen, erstaunlich auch, wie wirklich jeweilen der rechte Mann am rechten Platze steht.

Der Chinesische (Kuli) ist also die Seele und der eigentliche Produzent des Tabakbaues. Er stammt aus einem Lande, dessen Kultur viel tausend Jahre älter ist als die unsrige, er arbeitet gedankenlos abwesend, maschinenmäßig, physisch, aber ohne den geringsten Zusatz von Geist; denn wenn auch die Chinesen sehr gute Geschäftsleute, Geldmenschen sind, so ist diese Schlaueit keine durch Geist erworbene, sondern eine durch 1000-jährige Kultur ererbte Eigenschaft, in den Augen gewisser Ethnologen eher ein Zeichen der Dekadenz. Ein starker, breitschultriger Feldkuli hat pro Jahr und Ernte ein Feld von 18 Meter Breite und 300 Meter Tiefe mit einem Flächeninhalt von zirka 5400 Quadratmeter oder zirka 1½ Jucharten kontraktlich zu bearbeiten.

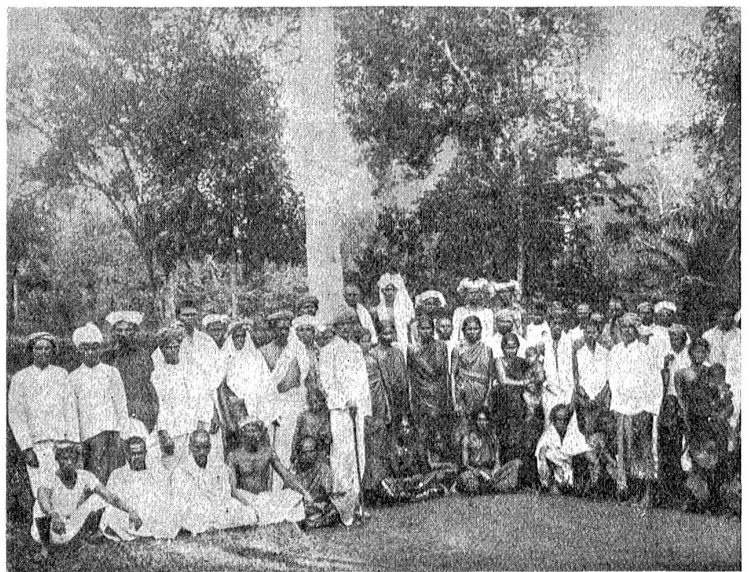
Die Javanen sind Sundanesen aus den Residenzhaften Bantam, Preanger u. der Insel Java, dem schönsten Lande der Erde, verpflichten sich zu

mehrjährigen Arbeitskontrakten, beziehen Vorküsse und eignen sich für die technischen Vorarbeiten der Plantagen, ebenso für Entwässerungs- und Straßenbauten sowie für einfachere Hochbauten. Mit viel Geschick sind sie imstande, elementare Absteckungen von kilometerweiter Ausdehnung zweckmäßig auszuführen.

Die Klings (Schwarze) von Madras sind ein sehr nütliches Arbeitsvolk. Sie haben als Hindus große Achtung vor dem Vieh und als Tierfreunde gehen sie denn auch sehr nachsichtig mit den Tieren um. Sie eignen sich daher in erster Linie als Fuhrleute, sind aber auch tüchtige Erdarbeiter. Das tägliche Pensum der Grabarbeit von 200—250 Kubikfuß bei einer Tiefe von 1—3 Fuß bewältigen sie pflichtgetreu und verlassen die Arbeitsstelle erst nach erfolgter Uebernahme durch die Aufseher. Des Nachts haben sie für genügend Rauchfeuer zu sorgen, um das Vieh vor den Ueberfällen der Tiger und der Moskiten und Sandfliegen zu schützen. Die Klingalesen sind ein flinkes, starkes Völkchen und haben wenig Bedürfnisse, wie wohl sie dem verdünnten Coelie-Rhum sehr zugetan sind, eine Eigenschaft, die sie den Engländern abgeguckt haben. Wo Arbeiter anderer Herkunft, besonders im sumpfigen Gebiet, den Dienst versagen, da packt der Kling mit Zuerkennung einer Dosis „Gin“ unerschrocken die Arbeit an.

Dafür ist er in moralischer Beziehung nicht vorbildlich. Ist er nicht verheiratet, so bilden ihrer 3—4 ein Konfortium, um einen Anteil an der gleichen Frau zu haben. Dies führt dann bei Trunkenheit häufig zu großen Radauszenen, wobei die Unternehmung als Friedensstifterin die aufgeregten Gemüter durch Verabreichung eines Glases Gin zu beruhigen sucht.

Die Bonyanesen (Bawoceansen) stammen vom Eiland Bawoean her, das zwischen Java und Borneo liegt, sie werden wie die Javaner durch den englischen Protektor vermittelt und bilden Gruppen von je 25 Mann, die unter einem Mandoer (Aufseher) stehen. Sie verpflichten sich aber nur zu einer Kontraktarbeit von 6—8 Monaten. Die Transport- und Vermittlerkosten sind ansehnlich, aber die Bonyanesen sind als Zimmerleute unentbehrlich und es ist erstaunlich, wie sauber und solid diese gottesfürchtigen Muslimen mit verblüffend einfachem Wertgeschick, einer kleinen Art, die Verbindungen zwischen den einzelnen Hölzern be-



Klings.